

Rainer Innreiter



**Einen
Augenblick
lang Gott**

**11 Abgründe der
menschlichen Seele**

TWILIGHT-LINE

Rainer Innreiter

Einen Augenblick lang Gott

11 Abgründe der menschlichen Seele

Titel: Einen Augenblick lang Gott
Autor: Rainer Innreiter
2. Auflage
ISBN: 978-3-96689-072-4

www.twilightline.com

Twilight-Line Verlag GbR
Hauptstrasse 131
D - 63829 Krombach
Deutschland

© 2008 Twilight-Line GbR

Inhalt

[Reduziert](#)

[Dicke Liebe](#)

[Eine zweite Chance](#)

[Einen Augenblick lang Gott](#)

[Das bedrückende Schweigen der Einsamkeit](#)

[Schnitte](#)

[Erinnerungen](#)

[Der Sammler](#)

[Gedanken eines Vaters](#)

[Schattenschweiger](#)

[Sandra](#)

Reduziert

Seit einer halben Stunde sitzt er auf dem Plastikstuhl und versucht in einer der aufliegenden Zeitschriften Artikel zu lesen. Seine Augen überfliegen mal diese, mal jene Zeile, doch nichts ergibt Sinn. Vorsichtig sieht er auf. Die Wände sind in verblässenden Gelbtönen gehalten. Eierschalenfarben. Das hellgraue Linoleum knirscht, wenn man es mit Straßenschuhen begeht. Die Filzpantoffel der Patienten hinterlassen keine Geräusche, als wären sie bereits Gespenster, die ruhelos über ihrer Todesstätte schwebten...

Rasch vergräbt er seinen Blick wieder in das Magazin. Er bemerkt, dass er den Artikel über Sozialschmarotzer bereits zuvor gelesen hatte. Das heißt, einige Zeilen daraus hatte er gelesen, ohne sich des Inhalts erinnern zu können.

Ein alter Mann quält sich mit seiner Gehhilfe den Korridor entlang. Aus dem Blickwinkel heraus nimmt er das glänzende Chromgestell wahr.

Klack ... Klack ... Klack ...

Wenn sich seine Mutter doch wenigstens noch auf diese demütigende Art fortbewegen könnte! Aber nein, sie liegt im Bett, unwirklich wie eine Schaufensterpuppe, unbeholfen, hilflos.

Klack ... Klack ... Klack ...

Der Versuch den Artikel zu lesen, erscheint ihm aussichtslos. Er legt die Zeitschrift zurück auf den Stapel mit alten Ärztemagazinen und Klatschzeitungen und sieht dem alten Mann zu, wie er sich zu der Toilettentür hinschiebt, wie ein leck geschlagenes Schlachtschiff, das sich ins Trockendock müht. Eine knochige Hand drückt die Türklinke nach unten. Sekundenbruchteile später schnellt

die Klinke wieder nach oben und gibt ein knallendes Geräusch von sich.

Vielleicht sollte er doch in das Zimmer gehen? Besser nicht, er wollte ja vom Stationsarzt erfahren, wie es ihr geht.

Wie es ihr geht... Verzweifelt gluckst er auf. Ein köstlicher Witz! Jene Frau, die vor vielen Jahren ihm das Leben schenkte, war auf wenig mehr denn ein Bündel an Fleisch, Sehnen, Knochen und Haut minimiert, unfähig mit ihrer Umwelt zu kommunizieren, erbarmungswürdig anzuschauen.

Er steht auf und öffnet einen Fensterflügel. Der Geruch antiseptischer Mittel und abgestandener Atemluft hat seinen Brustkorb mit einer Ahnung des Todes erfüllt. Als hätte er ein Tor in eine andere Dimension geöffnet, erblickt er eine Welt des Lebens, des Frohsinns, der Schönheit, des Glanzes. Gedankenverloren tastet seine rechte Hand die Brusttasche nach einer Packung Zigaretten ab. Ihm fällt ein, dass er die letzte vor zwei Stunden geraucht hatte - ehe er das Krankenhaus betreten hat. Und noch etwas fällt ihm ein: Jene schallende Ohrfeige, die ihm seine Mutter verpasst hat, als sie ihn beim Rauchen erwischt hatte. Damals war er bereits 14 gewesen und alle seine Freunde rauchten. Ein Argument, dem seine Mutter wenig aufgeschlossen gegenüberstand. Ein paar Wochen später war sie mit einem Mann nach Hause gekommen, den sie ihm als seinen Vater vorstellte. Ein ausgezehrter, leberfleckiger Mann stand unter der Tür und starrte ihn mit ausdruckslosen Augen an. Von ihm hatte er oft Prügel bezogen und er hatte ihn dafür gehasst. Er war ihm stets fremd geblieben, was auch daran gelegen hatte, dass er nie viel sprach. Vier Jahre später schied dieser Unbekannte so rasch wie er darin eingedrungen war auch wieder aus seinem Leben.

Er spürt, wie ihm sein Brustkorb zu eng wird. Er möchte weinen, schreien, lachen, irgendetwas, das dieses

beklemmende Gefühl in den Hintergrund stellen könnte. Stattdessen lehnt er sich kraftlos an den Fensterflügel und beobachtet schweigend, wie ein Mann auf dem Trottoir unter ihm einen Kinderwagen schiebt.

Später, sehr viel später, hatte seine Mutter ihn darüber aufgeklärt, wer sein Vater war. In ihrer Lieblingsbluse, die sie noch im Pensionistenheim getragen hatte, saß sie auf der Couch und erzählte, wie sie ihren Mann, den alle Franzl gerufen hatte, kennengelernt hatte. Und wie er ihr den Hof machte. Ein fescher junger Mann war er gewesen! Belesen, sanftmütig, freundlich ... und er hatte gern und viel gelacht. Jeder im Dorf hatte den Franzl gemocht und die Mädchen hatten sie um „die gute Partie“ beneidet. Mit 18 jedoch hatte er den Einberufungsbefehl bekommen und zwei Tage später saß er mit einem gleichaltrigen Burschen im Zug nach Polen. Zweimal hatte er noch Fronturlaub bekommen, mit dem Hintergedanken, Kanonenfutter für den Endkampf zu zeugen. Ein Kind für den Führer, für das Vaterland. Irgendwann geriet er in russische Gefangenschaft, die er wie durch ein Wunder überlebte. Und 15 Jahre später kehrte ein Mann zurück, der seiner Mutter nicht weniger fremd war als ihm selbst. Den Franzl hatten sie eliminiert, aus ihm herausgeprügelt.

Aber da musste seine Mutter noch nicht weinen. Zum Weinen fing sie erst an, als sie von den KZ-Häftlingen zu reden begann, die man durch das Dorf wie eine Schafherde auf dem Weg zur Schlachtbank durchtrieb, der man jeglichen Willen gebrochen hatte. Heimlich hatte sie einen halbverfaulten Apfel einer dieser dahinschlurfenden Gestalten zugesteckt. Für so etwas konnte man damals verhaftet werden.

Weiter hatte sie nicht erzählt. Sie kramte ein Leinentaschentuch aus ihrer Rocktasche, wischte sich die Augenwinkel ab und schnäuzte vor ihrem einzigen Sohn, der damals fast 40 war und nicht wusste, wie ihm geschah.

Warum erzählte sie ihm das? Wollte sie Verständnis für das Verhalten des Vaters wecken?

All diese Gedanken deprimieren ihn und er versucht sich schöne Erinnerungen zu vergegenwärtigen. Eine Plakatwerbung für eine Kaffeemarke erinnert ihn an die seltenen Gelegenheiten in seiner Kindheit und frühen Jugend, wenn er Kaffee trinken durfte. Das war an zwei Feiertagen im Jahr und es gab dazu Schlagsahne, die er mit dem Schneebesen rühren musste. Dann war die ganze Familie vereint, die Tanten und Onkel, die ihm immer Geschenke mitbrachten, und deren Kinder. Wie glücklich war seine Mutter doch bei diesen Anlässen gewesen! Und wie gerne hatte sie ihre Gäste bewirtet und ihren Erzählungen gelauscht, wie es in diesem und jenem Teil des Landes, wo sie lebten, war und wie fleißig die Kinder waren.

Oder wenn der Onkel Helmut, der schon in frühen Jahren nach Deutschland gezogen war, in seinem norddeutschen Dialekt anfing, von seiner Arbeit bei Mercedes zu erzählen! Und natürlich auch einen solchen fuhr und ihm alle Leute aus dem Dorf nachschauten, weil sich keiner einen solchen Wagen leisten konnte, geschweige denn ein billigeres Modell.

Jemand sagt seinen Namen und er dreht sich um. Emotionslos hört er den Worten des Stationsarztes zu, nickt ab und an, und verspürt ein unangenehmes Kribbeln in seinen Beinen. In Filmen nimmt sich das Krankenhauspersonal stets alle Zeit der Welt, um dem Bald-Hinterbliebenen Trost zu spenden, ihm zu sagen, dass das Leben weitergeht und es ja das Beste für alle sei und blablabla.

Aber der Arzt, ein stiernackiger Typ mit buschigen Augenbrauen, versucht erst gar nicht Mitleid oder Verständnis vorzuheucheln. Fast gelangweilt klingen seine Worte, als wäre er ein Mechaniker, der den Zustand eines Wagens diagnostiziert und zu einem Neukauf rät. Und

dabei ist es seine Mutter, die zwei Türen weiter apathisch und mit schmerzstillenden Mitteln abgefüllt dahinvegetiert. Der Atem des Arztes riecht nach Eukalyptus. Ein paar Minuten später steht er wieder allein vor dem geöffneten Fenster und tausend Gedanken verwirren seinen Geist. Über allem thront die Frage: Soll er in das Zimmer gehen? Soll er sich das antun?

Fast widerstrebend gehorchen seine Beine, die sich merkwürdig anfühlen, ganz hohl und leicht, als gehörten sie gar nicht zu ihm. Leise öffnet er die Tür und tritt ein. Immer wieder sagt er sich vor, dass das Ding auf dem Bett seine Mutter ist und keine dieser vom heißen Klima über Jahrtausende hinweg konservierten Mumien, die in Südamerika manchmal gefunden werden.

Regungslos liegt sie da und bemerkt sein Eintreten nicht. Er schreitet auf das Bett zu und nimmt ihre Hand, die wie mit wurmstichigem Kunstleder überzogen aussieht, behutsam zwischen seine.

Ein paar Mal flüstert er „Mama, ich bin´s“, und tatsächlich wendet sie den Kopf in seine Richtung. Ihre Blicke treffen sich und einen Moment lang hegt er die Hoffnung, einen erkennenden Blick zu ernten und ein Lächeln.

Ihr Blick geht durch ihn hindurch und nur mühsam kann er die Enttäuschung unterdrücken. Es wäre noch so vieles zu sagen, was er ihr nie gesagt hat. Vor allem, dass er sie liebt und für ihr Vermögen bewundert, all die schwierigen, hoffnungslosen Zeiten zu überstehen, wie sie es zuwege gebracht hat. Und wie leid es ihm tut, dass er ihr vor vielen Jahren vorgeworfen hat, sie sei dumm und einfältig, ohne zu bedenken, dass sie gar nicht die Möglichkeit gehabt hatte, sich Bildung anzueignen, damals, als es ausreichend für die „einfachen Leut“ schien, wenn sie lesen, schreiben und für Kaiser, Gott und Vaterland sich zu Tode schuften konnten. Und wie sehr er es bedauert ...

Wieder all diese Schuldgefühle und bösen Gedanken. Wie ein kleiner Schuljunge kommt er sich vor, der nachsitzen und hundertmal an die Tafel schreiben muss: „Ich darf nicht undankbar sein“.

Sie brabbelt ein paar Laute, die selbst dann nicht verständlich wären, wenn sie ihr Gebiss noch hätte, das man ihr nach dem Schlaganfall rausgenommen hatte. Runzelig wirkt ihr Gesicht, wie eine verdorrte Pflaume, und ihre Augen sind wenig mehr denn Mandelhälften, die ein Kind zu tief in den Lebkuchenteig gedrückt hat. Ihr Mund eine Höhle, in der sich eine Zunge befand, die verlernt hatte, wie man Laute bildet. Nichts kann er für sie tun, rein gar nichts.

Selbst ihr Dahinsiechen kommt ihm furchtbar banal vor – sie ist an kein Gerät angeschlossen, das dramatische Piepstöne von sich gibt. Nicht mal am Tropf hängt sie. Sie liegt da und ab und zu wird überprüft, ob sie noch lebt oder das Bett frei wird.

Gar nichts kann er für sie tun. Außer ihr zu sagen, dass er sie liebt und hofft, dass es bald vorbei sein möge. Und das sind keine leeren, abgedroschenen Worte, hundertfach gesprochen, weil es sich beflissen anhört oder weil man das halt sagt, wie man so vieles sagt, ohne großartig über den Kontext des Gesagten nachzudenken.

So wie seine Mutter auf minimalste Körperfunktionen reduziert ist, lässt sich auch seine Gefühlswelt auf ein essenzielles „Ich liebe dich, Mama“ reduzieren.

Seine zitternden Finger schaffen es erst beim dritten Versuch die Zigarette anzuzünden. Eine junge Frau blickt ihn fast erschrocken an und hastet vorbei.

Er geht zu seinem Wagen und erblickt im Seitenspiegel das Gesicht eines alten Mannes, der seit einer Woche kaum noch Schlaf gefunden hat und dessen Haare wie Blitze in

Comiczeichnungen abstehen. Er nimmt noch einen langen Zug und dämpft die Zigarette an der Steinmauer aus. Dann steigt er in den Wagen, schaltet das Radio an und fährt nach Hause, um den Verwandten in beschönigenden Worten das Leiden seiner Mutter zu schildern und bei einer Flasche Schnaps Trost zu finden.

Dicke Liebe

„Liebling? Bringst du mir eine Cola?“, gellt ihre Stimme vom Schlafzimmer herüber. Ich lächle und springe sofort hoch, um ihrem Wunsch, der mir ein freudig erwarteter Befehl ist, nachzukommen.

„Natürlich!“, rufe ich zurück, eile in die Küche und entnehme dem Kühlschrank eine neue Zweiliterflasche Cola. Das Getränk leere ich in einen Bierkrug aus Glas, den ich vor zwei oder drei Jahren von Erikas Vater als Souvenir vom Münchener Oktoberfest erhalten habe. Für gewöhnlich erhielt ich nur unbrauchbaren Krimskrams von Otto. Aber dieser Krug ist perfekt für Erika, denn er fasst locker zwei Liter. Auf dem grauen, walnussförmigen Notizzettel im Kopf notiere ich, dass wir dringend neue Cola brauchen. Es sind nur noch zwei Flaschen übrig. Manchmal trinke ich selber welches und werde dabei von schlechtem Gewissen geplagt, als würde ich meiner Geliebten etwas wegnehmen.

Rasch eile ich ins Schlafzimmer und stelle das Glas auf dem Nachttisch ab. Das Tablett vom Frühstück nehme ich wieder mit. Das Nutellaglas ist noch halbvoll und eine Toastscheibe liegt unbefleckt daneben.

„Stimmt was nicht? Hast du Magenbeschwerden?“

Ihre großen, blauen Augen blicken hoch zu mir.

„Nein, wie kommst du darauf?“

Mit dem Kinn weise ich auf das Tablett.

„Ach so. Nein, keine Magenbeschwerden. Du weißt doch, dass mir von zu viel Nutella ein wenig übel wird.“

Ich atme erleichtert auf. Im Fernseher auf der Kommode gegenüber dem Bett joggen spindeldünne Miniaturmenschen. Sie tragen bunte Trikots und lächeln, als wären sie die glücklichsten Wesen des Planeten. Erikas Mine verfinstert sich und sie scheint nachdenklich zu sein. Ich muss sie ablenken. „Möchtest du Grillhähnchen? Du

weißt ja, dass am Samstag immer dieser Grieche vor dem Kaufhaus seine wunderbaren Hähnchen anbietet.“

Sie dreht den Kopf in meine Richtung. „Ja, das wäre fein.“

„Ich nehme dir zwei Stück mit und mach uns dazu Wedges. Möchtest du auch einen Krautsalat? Oder Kopfsalat?“

Vehement schüttelt sie den Kopf. „Nur Wedges. Und Ketchup. Das scharfe.“

„Ist notiert“, sage ich und grinse dabei wie ein Idiot. Dann mache ich kehrt und gehe zur Tür.

Plötzlich ruft sie mir nach: „Frank?“

Ich halte an und wende mir ihr zu. „Ja, Liebste?“

Ein paar Sekunden lang sieht sie mich durchdringend an. Ihr Mund steht dabei offen und sie scheint mit den Worten zu ringen. Schließlich stößt sie einen Seufzer aus und sagt: „Ach, gar nichts.“

Besorgt frage ich nach, ob alles in Ordnung ist. Sie bejaht und ich gehe in die Küche, um das Tablett abzuräumen und zu säubern.

Während ich es mit warmer Spüllauge abwische, quält mich der Gedanke, dass Erika unglücklich sein könnte. Aber warum? Es gibt schlichtweg keinen Grund dafür! Sie hat alles was sie braucht. Und vor allem hat sie einen Mann, der sie liebt und ihr jeden Wunsch von den Augen abliest. Ich gelange zu keinem Ergebnis und belasse es bei der Vorstellung, dass ich mir nur unnötig Sorgen mache.

Als ich in der Küche fertig bin, gehe ich ins Wohnzimmer und fahre fort mit dem Betrachten unseres Fotoalbums. Jene Erika, die auf den ersten Bildern scheu in die Kamera guckt und verkrampft lächelt, ist kaum wiederzuerkennen: Sie trägt hautenge Tops und auf einige Bildern sogar grässliche Leggings, wie sie selbst in den 80er Jahren für Spott in Aerobic-Gruppen gesorgt hätten. Ich schüttele den Kopf und spüre Unbehagen, wenn ich ihren schrecklich dünnen Körper betrachte. Sie hatte damals nicht einmal siebenzig Kilo gewogen. Wie hatte ich dieses ausgemergelte

Skelettmädchen nur attraktiv finden können? Alles an ihr wirkt wie in einem Zerrspiegel. Rasch blättere ich weiter. Erika bei der Weihnachtsfeier in dem Betrieb, wo sie gearbeitet hatte. Meine Stimmung hellt sich auf. Ja, das sah schon eher nach meiner Frau aus! Obwohl sie damals noch keine hundert Kilo gehabt hatte. Ich löse das Foto vorsichtig aus dem Streifen und drehe es um. ‚91 kg‘ steht mit Bleistift geschrieben über dem Entwicklungsdatum des Bildes. Das war vor drei Jahren. Seither hatte sich zum Glück einiges geändert! Sie war wie eine Rose aufgeblüht, hatte die Stacheln abgeworfen und sich von mir pflücken und hegen lassen. Wie ein Gärtner habe ich sie umzärtelt, jede Brise, die sie ins Wanken hätte bringen können, von ihr ferngehalten, sie aufgerichtet.

Ein paar Seiten weiter ist sie endlich in ihrer ganzen Schönheit zu bewundern. Sie liegt in der Badewanne, die ich vor einem Jahr gekauft und eingebaut habe, da die alte zu klein geworden war. Ein Lächeln huscht um ihre Lippen, wie eine Ahnung dessen, dass ich ihre Anmut für immer auf Film aufnehmen würde. Ich weiß, dass sich viele Männer vor Frauen wie Erika ekeln. Aber wissen bedeutet nicht zwangsläufig verstehen. Und deshalb ist mir völlig unbegreiflich, wie man ihren prallen Leib nicht bewundern kann. Unter der glitzernden Wasseroberfläche liegt satt und zufrieden ihr wunderbarer Körper. Ich liebe jedes Speckröllchen an ihr, jede Falte, jede Wölbung.

Die meisten Menschen bewundern den Schmetterling. Wie fade und uninteressant erscheint dieses Wesen doch verglichen mit ihrem früheren Stadium! Bereits als Kind liebte ich die Raupen heiß und innig. Wieviel Leben und Energie in ihnen steckt! Und wie plump und ordinär der fast nur aus Flügeln bestehende Falter dagegen wirkt.

Erika wiegt rund einhundertsechundsiebzig Kilo. Sie hat sich zurückverwandelt: Vom drögen Schmetterling, dessen Flügel ohnehin nie groß genug waren, ihn der Sonne entgegenzusteuern, hin zur Raupe, die ungleich